

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Wiener Brief.

Die Pianofortes auf der Ausstellung.

Wenn man über einen fast in allen Ländern vertretenen Industriezweig referiren will, so sieht man erst, welche große Ausdehnung die Ausstellung einnimmt und wie reich sie von den verschiedenen Völkern besetzt ist. Als gewissenhafter Bericht-erstatte habe ich meine Wanderung in dem Pavillon begonnen, in dem sich die additionelle Ausstellung Oesterreichs: Beiträge zur Geschichte der Gewerbe und Erfindungen befindet. Da ist eine höchst interessante Sammlung alter Instrumente: wendische, kroatische, wallachische Hirtenpfeifen, Serpents, Bassethörner u. s. w., sämmtlich aus dem vorigen Jahrhundert; alte Gitarren mit Claviatur, Yra-Gitarre (ganz merkwürdige Façon), deutsche Leher, Mandolinen, Viola, Lauten, eine chinesische Geige, deren Resonanzkasten aus einer Perlmuttermuschel gebildet ist, jedes der genannten Stücke ist über 100 Jahre alt. Doch der bei weitem interessanteste Theil dieser Sammlung sind unstreitig die alten Claviere. Neben einem Toilette-Clavier, viereckigem Spinett mit eingeleger Holzarbeit, steht ein Strassen-Clavier von Rosenberg (Wien, 1802). — Hummel in Esseg in Slavonien hat das ehemalige Reise-Spinett Mozart's geschickt, von A. Stein, Orgel- und Instrumentmacher in Augsburg 1762, ein „Klimperkasten“, circa $\frac{3}{4}$ Fuß hoch, $2\frac{1}{2}$ lang und $1\frac{1}{2}$ breit. Dies Clavier, ein häßlicher gelber Kasten mit Füllungen im Deckel, wie an unseren Zimmerthüren, war gleichfalls im Besitz Mozart's; daneben ein altes Cymbal und zwei Violinen Mozart's, diese letzteren drei Stücke sammt Miniaturportrait und Briefen von Mozart's Schwester sind zu verkaufen. Graf Szecheny hat das Clavier geschickt, auf dem F. List von Raibing den ersten Unterricht erhielt. — Stadler in Prag: Spinett von Schanz, Wien, $5\frac{1}{2}$ Octav (1790), einst im Besitz Haydn's. — Museum in Linz: Beethoven's Clavier, von Erard 1803. — A. Schubert: Clavier von Graf 1815, einst im Besitz von Frz. Schubert. — Streicher: Clavier von Nanette Streicher, Wien, 1831 u. s. w. u. s. w. Von hier gehen wir in die Rotunde, um den der Kaiserin Elisabeth gehörigen prachtvollen Flügel von Bösendorfer u. Ehrbar, und jenen zwar kleineren, aber nicht minder schönen von Streicher, der Erzherzogin Gisela gehörig, und zwar ihr Lieblingsinstrument, anzusehen; man kann sich wohl keine größeren Gegenstände denken.

Nun aber beginnt die Wanderung schwierig zu werden; wo die anderen Claviere, die Oesterreich ausgestellt hat, wo die von Deutschland, Frankreich,

England, Rußland, Amerika u. s. w. finden? Den Weg kann man gut nach Stunden rechnen, den man da zurücklegen muß durch den ganzen Industriepalast, durch Transepte, bedeckte Höfe und Pavillons, und zuletzt weiß ich doch nicht, ob ich Alles gefunden habe, aber das Hauptsächlichste habe ich ganz gewiß gesehen.

Kein Instrument erfreut sich einer so allgemeinen Beliebtheit und ist in allen Schichten der Bevölkerung so populär, wie das Clavier, daher kommt es auch, daß an der Construction der Claviere fort und fort neue Erfindungen und Verbesserungen gemacht werden. Bei jedem Claviere ist selbstverständlich der Ton die Hauptsache, jeder Fabrikant sucht daher den Ton seiner Instrumente zu verbessern, zu vervollkommen. Freilich die Ansichten über den Ton sind sehr verschieden, wir unterscheiden in dieser Hinsicht hauptsächlich zwei Richtungen. Der Amerikaner, Engländer und zum größten Theil auch der Deutsche liebt einen starken, vollen, der Wiener einen weichen, biegsamen Ton; unter den Ersteren finden wir Fabrikanten, welche die Vollkommenheit eines Claviers darin suchen, daß dasselbe mehrere Instrumente zugleich, womöglich ein ganzes Orchester, ersetzt, dies ist auch der Grund, weshalb immer weniger Holz, immer mehr Metall, besonders Eisen, bei der Clavierfabrikation verwandt wird. Auf der Ausstellung sind beide Richtungen durch vorzügliche Werke vertreten, und sowohl Künstler, als auch technische Sachkenner eilen von Land zu Land, um bald da, bald dort einen Flügel oder ein Piano zu probiren. Die Vergleiche werden jedenfalls von den günstigsten Resultaten sein, wahrscheinlich wird jedes Land von dem anderen etwas Neues, Gutes annehmen.

Selbstverständlich können wir nicht von jedem Pianoforte sprechen, welches hier ausgestellt ist, wir wollen nur das Vorzüglichste aussuchen, und da ich nicht selbst Fachmann bin, so werde ich dem Urtheil gediegener Musikreferenten, besonders dem des rühmlichst bekannten Dr. Th. Helm folgen.

In Oesterreich finden wir unter vielen andern die altbewährten Firmen: Bösendorfer und Ehrbar (jetzt zusammen in eine Actiengesellschaft verwandelt) und Streicher. Jede dieser Firmen hat mehrere Pianos ausgestellt; Bösendorfer Flügel im größten Concertformat und ganz nach amerikanischem System, dann solche mit eigener Patentmechanik, endlich einen Stutzflügel nach dem Wiener System. In allen prävalirt der so berühmte schöne, ursprüngliche Bösendorfer Ton und zeigt sich außerdem das Streben, eine glückliche Verschmelzung des englischen und Wiener Tons zu bewerkstelligen. Den Stutz-

flügel nennen wir ein Cabinetstück von Schönheit und Eleganz im Ton. Man könnte stundenlang auf diesem wundervollen Instrumente lachen, scherzen und schwärmen. Es besitzt die heute immer seltener werdende Eigenschaft: vollkommene Anmuth.

Ehrbar sehen wir in seinen Pianos großen Entwürfen und Zielen nachstreben. Wir finden ihn inmitten der Erards, Broadwoods, Steinways, Bechsteins, von Jedem das Beste adoptirend und hierzu noch Eigenes, ja ganz Neues fügend. Zu letzteren rechnen wir unter Anderen die nach Art der Violinen und Cellos construirten gebogenen Böden. Mit diesem auf das Piano übertragenen Princip der Violine (wie wir später sehen werden, allerdings von einem Pesther erfunden, aber von Ehrbar weit großartiger angewendet) glaubt Ehrbar einen bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben zur Erreichung des idealen Zieles: Halt und Tragfähigkeit des Tones.

Wahrlich in ihrer Art nicht minder bedeutend macht sich die Firma Streicher mit ihren 3 Ausstellungsinstrumenten geltend, ja, was Klangfarbe, eigenthümliche Schönheit des Tones, namentlich des Discants betrifft, so können die Streicher'schen Pianos heute, wie schon vor 50 Jahren, als ein Unicum betrachtet werden. Bekanntlich creirte der alte Stein in Augsburg die deutsche oder sogenannte Wiener Mechanik (Hammer an der Taste selbst angebracht und daher durch letztere zum Anschlag gebracht) und dadurch den originellen, bis heutigen Tag berühmten Wiener Ton. Von Stein ging das Principal durch seine Tochter (die um Beethoven hochverdiente Nanette), welche Streicher (der Großvater des jetzigen Hof-Fortepianoverfertiger Emil Streicher) heirathete, auf diesen über. E. Streicher hält den von seinem Vater und Großvater eingeschlagenen Weg unter allen Modalitäten getreulich inne und — thut sehr gut daran.

Rußland hat uns 10 Flügel gesandt, unter diesen muß ein Flügel von J. Becker aus Petersburg als ein in jeder Hinsicht vorzügliches Instrument genannt werden.

In der italienischen Abtheilung ragt der naturalisirte Russe Sievers hervor, ein ausgezeichnete Practiker nicht bloß, sondern vor Allem ein um die Theorie des Pianofortebaues hochverdienter Künstler.

England ist leider sehr schwach vertreten, hat uns aber eine Curiosität gesandt: das Melopiano. Das Melopiano ist ein einfaches Clavier, das man als solches gebrauchen kann; legt man aber eine zu folgendem Behufe gearbeitete Manivelle ein, so beginnen sofort sämtliche angeschlagene Töne zu vibriren und zu tremoliren, wie man dies, freilich interiorer und ignobler, von den italienischen Feierkästen her kennt. Das Melopiano hat noch weniger künstlerische Bedeutung, als das von Frankreich ausgestellte Piano-Quatour; dieses Tremolo läßt sich nicht verändern, nicht steigern, nicht beschleunigen oder verlangsamen; es klingt zuerst recht schön, überraschend „sphärenartig“ längere Zeit fortgesetzt, regt es aber nervös auf.

Frankreich. Aus Paris haben vorzügliche Leistungen gesandt: Erard, Pleyel, Kriegelstein u. Herz. (Wie ächt französisch diese Namen klingen, Erard heißt eigentlich Ehrhart.) Ton und Arbeit

der Franzosen haben ihre charakteristische Distinction. In dem einen wie dem andern ist der Franzose geschmackvoll, elegant und correct. Für Clavierwerke großen Styls (Bach, Beethoven) sind die französischen Claviere nicht gut geeignet. Es fehlt ihnen die Energie und der tiefstinnige Zug des deutschen oder amerikanischen Flügels, auch vermögen sie nicht so von Herz zu Herz zu singen, zu flöten und zu jauchzen, wie die Wiener Claviere, es sind eben vollendete Saloninstrumente. Ein sehr schön klingendes und trefflich gearbeitetes Pianino von Pleyel hat einen sogenannten Transpositeur, d. h. auf die Originalclaviatur kann eine zweite Tastatur aufgesetzt werden, welche sonach durch einfaches Niederdrücken und Verschieben kleiner Klappen die Grundstimmung des Instrumentes in beliebiger Weise, um einen halben, einen ganzen Ton, zwei oder mehr Töne verändert. Man kann somit augenblicklich jede Composition in jede beliebige Tonart übertragen, ohne daß sich der Spieler an eine andere als die ursprüngliche Vorzeichnung zu halten braucht. Er bedient sich z. B. der bei C-dur ihm geläufigen Applicatur, während in Wirklichkeit Des-dur oder H-dur u. erklingt. Dieser Pleyel'sche Transpositeur ist so angebracht, daß er dem Originalmechanismus des Claviers nicht im mindesten schadet, für ungeübte Dilettanten (u. A. bei Gesangsaccompaniment) ist er von größter Bedeutung; vermöge der practischen Einfachheit und des sehr billig gestellten Preises können wir die ganze Erfindung nicht genug loben.

Auch Frankreich hat seine Curiosität, zu deren Besichtigung uns ein colossales Placat mit Illustration einladet. Wir erblicken auf dem Placate ein geöffnetes Pianino, auf dessen Tastatur vier Streichinstrumente abnehmender Größe stehen, die ein stattlicher Franzose alle zugleich mit einem Bogen streicht. Das soll heißen: wenn man dies Pianino — genannt Piano quatour — spielt, imitirt man zugleich den Klang des Streichquartetts unter Zutritt des Contrabasses. Der Mechanismus des von Herrn Baudet erfundenen Instrumentes ist ziemlich complicirt und in der That der Tonerzeugung bei Streichinstrumenten analog. Der Ton wird nämlich durch Reibung, nicht durch Anschlag hervorgebracht, diese Reibung vermittelt eine Walze, welche durch 2 Trittbreite (etwa wie beim Harmonium oder bei den Nähmaschinen) in Bewegung gesetzt wird. Die einzelnen Töne, deren jedem nur eine einzige und zwar Stahlsaiten entspricht (nicht wie beim Clavier je drei Metallsaiten), werden wie beim Pianino durch Niederdruck von Tasten zum Klingen gebracht. Herr Baudet hat sein Piano-Quatour hauptsächlich auf klanggetreue Wiedergabe der classischen Werke Beethoven's, Haydn's, Mozart's berechnet, „damit nun jeder Dilettant sein Streichquartett in seinem Zimmer und in seinen beiden Händen habe.“ Für den Anfang klingt die Imitation der Streichinstrumente ziemlich täuschend, doch wird man der Sache bald überdrüssig.

In der ungarischen Abtheilung hat Beregszaszi den von ihm erfundenen Resonanzboden ausgestellt. Der berühmte Fabrikant kam auf den Gedanken, den Resonanzboden des Claviers in derselben Form anzufertigen, wie er bei der Violine üblich ist. Der Clavierresonanzboden wurde bis jetzt in gerader

Plattform gebaut; er wird wohl durch die daran geleimten Rippen etwas erhöht, aber im Verhältnis zu seiner Ausdehnung und zum Druck, welcher von den gespannten Saiten auf denselben ausgeübt wird, hat er zu geringe Widerstandsfähigkeit und muß sich daher bald senken. Hierdurch muß alsbald eine quantitative und qualitative Verminderung des Tones entstehen, da die Verhältnisse des gesenkten Resonanzbodens natürlich nicht mehr den Spannungsverhältnissen der Saiten entsprechen können.

Auf Grund dieser Thatsache läßt sich mit Gewißheit behaupten daß gar kein Clavier existirt, in welchem nach 2—3 jährigem Bestehen der Resonanzboden nicht nach verschiedenen Richtungen gesenkt und gekrümmt wäre. Dies kann aber bei dem nach dem Violinenresonanzboden-Systeme gebauten Boden nicht eintreten. Hier ist keine Senkung möglich, da — wenn der Resonanzboden genau in den Corpus des Clavieres hineingepaßt und an dessen Rand festgeleimt wird — derselbe durch den Zug, welcher durch die gespannten Saiten unvermeidlich auf den Corpus ausgeübt wird, in die Höhe zu steigen gezwungen wird und so an Vibrationsfähigkeit nur gewinnt. Dies ist der einzige Grund, aus dem der Violinenresonanzboden durch Gebrauch in der Tonentwicklung kräftiger erscheint, weil eben der Zug, den die Violinensaiten auf die zwei Enden des Corpus ausüben, den Resonanzboden in die Höhe biegt. Das Urtheil der Fachmänner über diese Erfindung ist ein äußerst schmeichelhaftes.

Unter den von Schweden, Belgien und Holland ausgestellten Fortepianos ist mir nichts besonderes aufgefallen, wenden wir uns also nach Deutschland.

In gerechter Würdigung der hohen Bedeutung musikalischer Bildung haben die Deutschen seit jeher musikalischen Instrumenten ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und haben auch in dieser Hinsicht gern an dem Wettstreite, zu dem die verschiedenen Ausstellungen reiche Gelegenheit boten, Theil genommen. Zunächst nahmen auf den Ausstellungen zu London 1851, München 1854, Paris 1855 und London 1862 der Pianofortebau das meiste Interesse in Anspruch, und auch auf der Pariser Ausstellung 1867 bildete das Pianoforte den Mittelpunkt musikalischer Streitfragen, welche um so mehr Deutschland berührten, als so viele Erfindungen im Pianofortebau auf Deutsche zurückzuführen sind.

Welche Theilnahme das Publikum den Fortschritten in diesem Zweige zollt, geht daraus hervor, daß alljährlich Berlin 5000, Leipzig 2800, Stuttgart 2500, Hamburg 1000, Dresden 1000, Zeitz 1000, München 4—500, Breslau 300, Kassel 300, Braunschweig 300 und die übrigen deutschen Städte zusammen 2—3000 Pianoforte liefern.

Die Streichinstrumente haben in ihrer einfachen feststehenden Form das beste Vorbild in den alten italienischen Instrumenten dieser Gattung; fast jede größere Stadt Deutschlands besitzt Niederlagen oder Fabriken derselben, ganz besonders aber wird diese Fabrikation in Leipzig, Klingenthal und Markneukirchen in Sachsen, sowie zu Mittenwalde in Baiern betrieben. Seit dem Jahre 1800 ist namentlich die Geigenfabrikation außerordentlich gestiegen, und doch wurden damals schon im sächsischen Voigtlande ca. 36,000 Stück jährlich angefertigt.

Deutschland hat uns 222 Claviere und Harmoniums geschickt, davon Sachsen 24 Stück. Leider stehen alle diese Instrumente nicht wie die der anderen Länder im Industriepalais, sondern in dem deutschen Pavillon für Industrie, der nicht im Entferntesten so stark besucht wird, wie das Industriepalais selbst.

Wenn wir den Gesamteindruck, den diese Ausstellung Deutschlands auf uns macht, in kurzen Worten zusammenfassen, so müssen wir sagen, wir werden mit inniger Hochachtung ob des vielen Guten und Trefflichen, ob des sich überall offenbarenden Ernstes und Eifers, erfüllt. Die ausgestellten Claviere machen den Eindruck des Soliden, Reellen, wenn auch nicht des Genialen, Inspirirten, Alles ist in ihnen gut, respectabel, vernünftig, aber — familiär bis zur Monotonie (selbstverständlich mit Ausnahmen).

Warum Bechstein aus Berlin, der unter den deutschen Clavierfabrikanten den größten Ruf hat, und der mit unserem Ehrbar rivalisirt, nicht gekommen ist, ist mir nicht recht erklärlich. Dafür hat E. Blüthner aus Leipzig, wohl die größte Fabrik Sachsens, sehr schöne, wirklich meisterhaft gearbeitete Flügel und Pianinos hier stehen. Diese Fabrik, welche auf der Pariser Ausstellung 1867 die silberne Medaille erhielt, beschäftigt über 400 Arbeiter und baute 1871 394 Flügel und 401 Pianinos, sowie 8 tafelförmige Instrumente für 261,851 Thlr.

Ganz vorzüglich gearbeitet sind die Flügel und Pianinos von Schiedmayer in Stuttgart. Eines der Schiedmayer'schen Claviere interessirt uns besonders dadurch, daß an ihm das Kunstpedal des Professor Zachariä angebracht ist und von dem Erfinder selbst erklärt wird. — Bei der gewöhnlichen Pianoforteeinrichtung, wo alle Dämpfer zugleich durch das Pedal gehoben werden, ist es unmöglich, eine Tonreihe durch Aufhebung der Dämpfer zu binden, weich und flüchtig zu machen und daneben eine Figur in festem, knappem Gange einherschreiten zu lassen; eine Pedalwirkung und ein eigentliches Staccato schließen sich gegenseitig aus, und ebenso erscheint es als ein frommer Wunsch, einen einzelnen Ton oder Accord mit Hilfe des Pedals mächtig herauspringen und fortlingen zu lassen, während die Finger gleichzeitig an anderen Orten in leichtem Spiel die Saiten zu kurzen flüchtigen Schwingungen anregen. Endlich ist es unmöglich, den Ton einer angeschlagenen Saite fortlingen zu lassen, wenn der Finger nicht auf der Taste ruhen bleiben kann, weil die Hand sich anderwärts am Spiel zu betheiligen hat. Diese Uebelstände, welche ihren Grund darin haben, daß sämtliche Dämpfer als eine einzige untheilbare Masse vom Pedal regiert werden, hat Professor Zachariä dadurch zu beseitigen gesucht, daß er die Dämpfer in acht größere und kleinere Gruppen theilt, von denen jede für sich in der Gewalt des Spielers steht. Der Spieler kann nun nach Belieben die Dämpfer einer einzigen Gruppe oder auch mehrerer zugleich außer Thätigkeit setzen. Dazu dient ein Pedal mit vier Tritten, von denen ein jeder mit der Fußspitze nach oben und auch nach unten bewegt werden kann. Das Kunstpedal ist von Autoritäten, wie den Stuttgarter Conservatoriums-Professoren, sowie von List und Rubinstein, als eine Erfindung von hohem Werthe bezeichnet worden.

Bis jetzt habe ich leider nur Gelegenheit gehabt, auf drei Dresdner Flügeln spielen zu hören, auf einem aus der altberühmten Fabrik von C. Rosenkranz und auf zwei kleinen von C. Kaps. Die drei Flügel erwiesen sich in jeder Hinsicht als vorzüglich, der Discant klang rein, silberhell und weich, der Bass orgelhaft ernst und kräftig, die Mittellage so ausgeglichen, daß man diese Instrumente als muster-gültig bezeichnen muß. Rosenkranz ist wohl eine der ältesten Firmen Deutschlands, sie wurde 1797 gegründet und verfertigte 1871 70 Pianinos, 25 Flügel und 5 Tafelinstrumente im Werthe von 28,900 Thlr. — Die kleinen Kreuzsaitigen Flügel von Kaps machen hier wirkliches Aufsehen, das Geschäft, obgleich erst 1850 gegründet, hat schon im Jahre 1871 600 Flügel für 210,000 Thlr. verfertigt. Dr. Helm schreibt über die Flügel von Kaps: „Als zwei ganz perfecte Künstler ihres Faches präsentiren sich in ihren Instrumenten Herr Gebaur aus Königsberg und Herr Kaps aus Dresden, jeder von ihnen könnte ein Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel genannt werden; beide sind Meister im Ganzen und im Einzelnen, und man wäre fast versucht, ihren Pianos das Prognostikon einer ewigen Lebensdauer zu stellen, so vortrefflich ist in ihnen Alles disponirt und ausgeführt. Und was den Character und die Farbe des Tones anbelangt, so haben auch darin die beiden Herren eine solche Familienähnlichkeit, daß man eine Preisfrage aufstellen könnte, endgiltig zu bestimmen, worin sich dieselben eigentlich gegenseitig unterscheiden. Bezüglich der trefflichen Arbeit gesellen wir den Herren Kaps und Gebaur den königl. sächsischen Hospianoforte-Fabrikanten Hagspiel aus Dresden zu mit einem prächtigen Stutzflügel.“

Der Dombrand in Frankfurt a. M. im Jahre 1866.

In einer mond hellen Augustnacht ging ich des Nachts, nach Mitternacht, nach Haus. Am Ratharinenthurm erscholl plötzlich die Feuerglocke, ich blickte nach der Feuerlaterne, eilte in der Richtung weiter und kam, es waren kaum 10 Personen da, am Platze der Feuersbrunst an. Es brannte der hohe Gothische Dachgiebel eines vierstöckigen Hauses der Fahrgasse. Ich eilte in das Brandhaus, schon auf der zweiten Stiege, die, wie in den alten Häusern Frankfurts gewöhnlich, von Holz war, konnten wir nicht weiter, da die Stiege schon brannte. Auf der Straße bot sich uns ein trauriges Schauspiel; im dritten Stockwerk schriem drei Leute zum Fenster hinaus um Hilfe. Wir riefen ihnen zu, sie möchten warten, die Feuerwehr mit den langen Rettungsleitern werde gleich kommen. Aber die Todesangst war stärker, zwei sprangen auf die Straße hinaus, Einer war sofort todt, der Andere wurde mit zerschellten Gliedern in das nahe Hospital getragen, der Dritte wurde von der endlich angelangten Feuerwehr gerettet. Jetzt langten Spritzen und menschliche Kräfte in Massen an und

es ging tüchtig an's Röschen. Gegen 2 Uhr glaubte alle Welt alle Gefahr beseitigt; ich stand auf dem mit Menschen gefüllten Domplatze im Gespräch mit einigen Herren. Auf einmal erschallt der Ruf: „Der Dom brennt!“ Letzterer war etwa 100 Schritt von dem Brandhause entfernt, eine ganze Häuserreihe und ein breiter Platz war dazwischen, der Wind stand gerade auf den Dom zu. Ich blickte zum Dom hinauf und sah eine dünne, weiße Rauchsäule. Noch einige Secunden, so platzte das Dach eines Kreuzflügels und eine mächtige, rothe Feuergarbe stieg kerzengrade zum Himmel. In 10 Minuten stand der ganze Dachstuhl in seiner vollen immensen Ausdehnung in hellem Feuer. Dasselbe ergriff das Holzwerk des Pfarrthurmes, oder, wie Hempelmann sagte, des Parrdormes. Der Thürmer hatte sich noch retten können, nur ein Feuerwächter war zurückgeblieben, den man aber auf die sogen. Reichslaterne sich flüchten sah und der dort elend verbrannte. Der Anblick war majestätisch, aus den hohen gothischen Fenstern des Pfarrthurmes schlugen die gluthrothen Feuergarben wie aus einem Hochofen empor und überschütteten ganz Frankfurt mit einem Feuerregen. Es brannte an mehreren Orten, so auch die Börse, doch wurde alles rechtzeitig gelöscht. Als das Feuer im höchsten Treiben war, begab ich mich auf die Mainbrücke. Dort bot sich ein majestätischer Anblick, der brennende Dom spiegelte sich im Main ab, das gegenüberliegende Sachsenhausen war tageshell illuminiert. Tags darauf kam der jetzige deutsche Kaiser zum ersten Male zu seinen grollenden Frankfurtern, er besichtigte den Dombrand und setzte sofort eine bedeutende Summe zur Restauration auf. Diese ist nun vollendet und der Parrdorm steht als Frankfurter Wahrzeichen schöner als je da. Ja, die Frankfurter haben lange Jahre gegrollt; sie, oder vielmehr ihre Herren Senatoren, sind daran schuld, daß die freie Reichsstadt am Main ihre Selbstständigkeit eingebüßt hat. Längst nach der Eroberung Frankfurts war der Herr Chef M. bei Fürst Bismark in Nicolzburg. Letzterer offerirte ihm, wenn Frankfurt freiwillig dem Deutschen Bunde beitrete, für dasselbe die gleiche Souveränität, wie die Hansestädte sich erhalten haben. Aber nein, der eingewurzelte österreichische Starrsinn siegte, der Herr Chef soll die Proposition gar nicht einmal zur officiellen Kenntniß der Frankfurter Behörden gebracht haben.

Zum Schluß eine kleine Anekdote aus jener Zeit. Die Sachsenhäuser sind bekanntlich durch ihren Mutterwitz berühmt. Während der Occupation erhielt jeder einquartierte Soldat eine Flasche Wein, ein Pfund Fleisch und 12 Stück gute Cigarren. Eines Abends wird im Stadttheater der Kaufmann von Venedig gegeben. Parquet und Parterre waren von Preussischen Kriegern überfüllt. Als der Jude sein Messer wehrt und ruft: „ein Pfund Fleisch will ich haben!“ schreit von der Galerie eine Stentorstimme: „und 12 Stück Cigarren!“ Unenbliches Brabb.